

7. März 2017, 18:57 Schriftsteller

Wörterherrscher

Abbas Khider erzählt, wie die deutsche Sprache und der Chamisso-Preis sein Leben und Schreiben verändert haben. Nun erhält er die letzte Auszeichnung dieser Art

Interview von Antje Weber

Dieses Lachen! Das grandios freie Gelächter von Abbas Khider bläst einen geradezu um. Dabei kann man an seinen Büchern, an seinem Leben ablesen, dass es auf der Welt nicht immer lustig zugeht. Khider, 1973 in Bagdad geboren, flüchtete nach einer Haft wegen politischer Aktivitäten in einer jahrelangen Odyssee durch mehrere Länder. Seit 2000 lebt er Deutschland, derzeit in Berlin, zuvor in München. Für seinen Debütroman "Der falsche Inder" bekam er 2010 den Chamisso-Förderpreis, in diesem Jahr erhält er den Hauptpreis für sein Gesamtwerk.

SZ: Sie sind der letzte Chamisso-Preisträger - ein seltsames Gefühl?

Abbas Khider: Ja, sehr seltsam. Ich verstehe die Stiftung, sie hat viel gemacht in diesem Bereich. Doch ich kritisiere die Begründung, dass man die Ziele erreicht hat und die Migranteliteratur angekommen ist in der deutschen Literatur. Autoren wie Ilija Trojanow oder Terezia Mora, die als Kinder herkamen, werden heute immer noch nicht als deutsche Autoren angesehen. Da frage ich mich: Haben wir wirklich die Ziele erreicht? Ich finde das Ende der Preise schade, insbesondere die Förderpreisträger brauchen die Unterstützung.

Der Chamisso-Förderpreis war ja vor Jahren Ihr erster Preis - und ein Türöffner?

Ja, er bedeutete meinen Durchbruch als Schriftsteller. Mein literarischer Weg war sehr, sehr hart. Ich war bei einem kleinen Verlag, hatte am Anfang kaum Lesungen, kaum Anfragen, kaum Geld. Ich erinnere mich an meine erste Veranstaltung "Autor am Stand" auf der Frankfurter Buchmesse. Ich hatte einen Anstecker mit "Autor" an der Brust und war sehr stolz - und dann stand ich 45 Minuten alleine da. Als ich den Förderpreis bekam mit 7000 Euro, was damals für mich existenziell war, konnte ich in Ruhe am nächsten Buch arbeiten - und plötzlich kamen Anfragen, man interessierte sich für mich. Und jetzt denke ich an die vielen jungen Leute, die hierher kommen. Es ist schade um jeden Literaturpreis, um jede Kulturförderung. Solche Sachen sollten mehr werden, nicht weniger.

Der Chamisso-Preis ehrt Autoren, deren Werk von einem Sprach- oder auch Kulturwechsel geprägt ist. Können Sie Ihre Beziehung zur deutschen Sprache

beschreiben: Ist es eine Liebesbeziehung?

Mit jedem Buch hat sich das total geändert. Beim ersten Buch "Der falsche Inder" war es eher eine Liebesbeziehung: Ich wollte unbedingt - und diese Sprache wollte nicht! Wie eine Frau, die merkt, dass ich in sie verliebt bin und mir einen Korb gibt - und sobald ich abhauen will, wird sie doch wieder sanfter. Da war Spannung dabei. Beim zweiten Buch "Die Orangen des Präsidenten" war es ganz speziell: Darin geht es um Gefängniserfahrung, hartes Zeug. Die deutsche Sprache hat mir da mehr Distanz gegeben, mehr Schutz, hatte etwas Mütterliches. Ich konnte über diese Dinge schreiben, ohne das Gefühl zu haben, ich blute dabei. Und ich glaube, danach bin ich freier geworden. Im dritten Buch "Brief in die Auberginenrepublik" war die deutsche Sprache wie ein Trainer: Ich konnte spielen, neue Figuren entwickeln. Da wollte ich der Sprache auch irgendwie etwas beweisen. Und im letzten Buch "Ohrfeige" ist die Situation ja auch etwas absurd: Da redet ein junger Mann mit einer deutschen Beamtin, doch auf Arabisch - ich übersetze also, was er sagt. Da habe ich versucht, mit beiden Sprachen zu spielen und neue Regeln zu erfinden. Ich zwingte die deutsche Sprache, mich zu akzeptieren: Sie soll nach meinen Regeln spielen - und nicht ich nach ihren!

Das liest sich ja dennoch sehr flüssig ...

Ja, aber ich versuche, die deutsche Sprache anpassungsfähiger zu machen für meine arabischen Bilder und Metaphern. Die unerträgliche Beamtensprache zum Beispiel versuche ich so darzustellen, dass es lesbar ist und unterhaltsam. Und wie schaffe ich es, nicht so in den Bildern zu übertreiben, wie ein Orientale es täte? Da musste ich richtig nach einem Plan arbeiten: Eine Hauptidee zum Beispiel muss in einen Hauptsatz - nie in einen Nebensatz, niemals! (*Gelächter*) Und: so wenige Metaphern und Nebensätze wie möglich. Wenn ich im Text aber weg vom Amt gehe, lasse ich alles frei - so wie jemand redet, der gekifft hat. Es gibt ja zwei Sorten von Migranten: Bei denen, die als Kinder gekommen sind, hat die deutsche Sprache ihre Seele erobert, es ist ihre Muttersprache geworden. Ich dagegen bin als 27-jähriger gekommen: Ich habe die deutsche Sprache erobert. Ich kann mit ihr machen, was ich will. Ich bin der Herrscher, die Kolonialmacht! (*Gelächter*)

Da muss die Sprache ja ganz schön Angst vor Ihnen haben?

Bestimmt entwickelt sich eine neue Beziehung. . . Es ist schwer, in einer fremden Sprache zu schreiben. Und auch zu sprechen - ich arbeite da gleichzeitig auf drei Ebenen im Kopf. Zuerst muss ich an die Grammatik denken, zum Beispiel daran, dass das Verb im Nebensatz am Ende steht. Und: Dativ oder Akkusativ? Und: der Artikel, der Artikel! Wenn ich ihn nicht genau weiß, muss ich "eine Art Glas" sagen, damit es niemand merkt. Auf der zweiten Ebene geht es um die Idee. Wenn ich über ein Thema schon oft gesprochen habe, ist es leichter; wenn nicht, muss ich verschiedene Begriffe finden und meine Idee, auch wenn sie kompliziert ist, in einfachen Worten darstellen. Und die dritte Denk-Ebene

ist: überzeugend und glaubwürdig zu wirken in der fremden Sprache, ohne missverstanden zu werden. Das ist, ehrlich, unheimlich viel Arbeit.

Leseprobe

Einen Auszug aus dem Roman "Ohrfeige" stellt der Verlag [hier](#) zur Verfügung.

Und die wird auch nicht leichter?

Nein. Man gewöhnt sich im Laufe der Jahre an dieses System im Kopf. Aber auch beim Schreiben ist es schwierig: Früher, als ich auf Arabisch schrieb, hatte ich nach drei oder vier Stunden ein Gedicht oder eine Erzählung korrigiert. Jetzt auf Deutsch brauche ich zwei, drei Tage für die Korrektur einer Seite. Außerdem: die Unsicherheit. Die hat aber wohl jeder Autor. Bei jedem Buch hat man wieder Angst: Funktioniert es, taugt die Idee? Ist es überhaupt verkäuflich? Diese Ängste, mit jedem Buch! Man sitzt da und ist unruhig, als hätte man Hämorrhoiden. Drei Jahre lang! (Gelächter)

In der Form sind Ihre Bücher sehr variabel, inhaltlich sind die Themen ähnlich: Flucht, Exil ...

... Zerstörung der Person in einer Diktatur, Doppelmoral. Diesen Themen gilt meine Leidenschaft. In jeder Gesellschaft gibt es Selbstverständlichkeiten, die keine sind - die keiner als solche sehen will! Und es ist immer eine der Aufgaben der Literatur gewesen, die Dinge auf den Kopf zu stellen. Nehmen wir zum Beispiel Menschen, die abgeschoben werden, derzeit vor allem die armen Afghanen, vor einiger Zeit die Iraker. In einem Geschichtsbuch wird man irgendwann Daten und Fakten dazu finden. Ich als Autor frage: Was macht das mit den Menschen? Und dann gebe ich ihnen, wie in "Ohrfeige", eine Stimme.

Sie geben auch sich selbst eine Stimme: War und ist Schreiben eine Rettung?

Teilweise könnte man es so sehen. Ich habe schon als Jugendlicher angefangen zu schreiben, wollte immer Schriftsteller werden - bevor ich im Knast war, bevor ich auf der Flucht war. Aber natürlich habe ich das Schreiben in vielen Phasen unterschiedlich gesehen. Literatur und Kunst im allgemeinen kann vielleicht leere Teile der Seele heilen. Man kann die Literatur auch als Heimat empfinden - aber nur in bestimmten Momenten. Im Übrigen will ein Autor immer etwas sagen: Seine Ideen und Weltanschauungen darzustellen, ist auch eine Art Befreiung - wenn man die Möglichkeit hat, sich zu äußern.

Die Chamisso-Zukunft

Die Chamisso-Preise 2017 sind seit der Gründung 1985 die letzten, die von der Robert-Bosch-Stiftung verliehen werden. Der Initiator Harald Weinrich und das Internationale Forschungszentrum Chamisso (IFC) am LMU-Institut für Deutsch als Fremdsprache führen derzeit viele Gespräche mit dem Ziel, den Preis mit Hilfe anderer Sponsoren weiterzuführen. Aufrechterhalten will die Bosch-Stiftung die Chamisso-Begleitförderung. Wie der LMU-Professor Jörg Roche erläutert, gibt es weiter Poetikdozenturen; im Juni mit Uljana Wolf. Auch das Schulprogramm mit Autoren-Lesungen wird weiterlaufen und womöglich ausgebaut. Einen neuen Literaturwettbewerb für junge Schreibtalente ermöglicht eine private Spenderin (Kontakt-Mail: wettbewerb.ifc@daf.lmu.de). Jetzt aber werden erst einmal am Donnerstag, 9. März, in der Allerheiligenhofkirche der letzte Chamisso-Hauptpreis an Abbas Khider sowie die Förderpreise an Barbi Markovic und Senthuran Varatharajah vergeben. Alle drei lesen am Freitag, 10. März, 20 Uhr, im Literaturhaus und sind bis Ende März bei einem "Münchner Lesefest" des IFC an Schulen zu erleben. aw

Und wenn man sich, wie Sie, dabei auch noch für den Humor entschieden hat?

Ja, auf jeden Fall. Ich schreibe ja über harte Themen, aber ich habe dabei ein paar naive Vorstellungen. Zum Beispiel: Wenn ich über Folter schreibe, muss ich die Leser nicht foltern. Das ist eine Entscheidung. Man muss natürlich aufpassen, Humor und Banalität liegen sehr nah beieinander. Und: Ich weiß, unsere Welt ist kein gesunder Ort zum Leben. Trotz allem gibt es viele Menschen, die versuchen, ihn gesünder zu machen. Beides versuche ich in einem Text rüberzubringen: Ich zeige, wie grausam alles ist, aber ich gebe den Menschen auch die Möglichkeit, die helle Seite der Geschichte anzuschauen, mit Situationskomik, mit Ironie. Ich mische Grausamkeit und Hoffnung - eine sanftere Variante, als Schutz für die Leser.

Ihre letzte vergleichsweise sanfte Variante "Ohrfeige" hat Aufsehen erregt, weil der Roman uns Deutschen im Umgang mit Asylbewerbern den Spiegel vorhält. Was alles haben Sie mit diesem Buch erlebt?

Viel Gutes, leider auch Negatives, wütende E-Mails, Hasskommentare, Bedrohungen. Das war schon sehr extrem, vor allem am Anfang. Ich habe Sachen gehört wie "Verpiss dich aus Deutschland" oder "Du Asylratte". Auf einer Lesung kamen Typen beim Signieren auf mich zu und fragten: "Übernachtest du heute hier? Wir warten draußen auf dich." Aber das sind Seltenheiten, trotz allem. Was mich mehr gestört hat: Es wurde als aktuelles Buch gelesen, obwohl es 2001 spielt - aber ich weiß, wenn Autoren nur für die Aktualität schreiben, ist das ein Todesstoß für jede Art Kunst. Der Lärm der Aktualität spielt daher für mich eigentlich keine große Rolle.

Dennoch, was nervt Sie an den derzeit aufgeheizten Debatten besonders?

Dass wir weltweit in Klassen von Menschen denken, das ist so in unseren Köpfen verankert. In Deutschland wünsche ich mir seit langem nur eines: dass sich nicht immer nach irgendeinem politischen Problem plötzlich alles in der Gesellschaft ändert. Vor der Kölner Nacht: Wir schaffen das, Willkommenskultur. Nach der Kölner Nacht: Alle Ausländer aus der arabischen Welt muss man abschieben! Und dann die Polizeikontrollen, die Feindseligkeiten. Ich weiß nicht, ob das irgendwann endet.

Sie halten diese Polizeikontrollen in München ja für besonders schlimm.

Eine Hochburg des Polizeirassismus!

Welche Gefühle haben Sie hier also?

Einerseits freue ich mich, weil ich hier studiert habe und Freunde habe. Natürlich habe ich an jeder Ecke Erinnerungen. Und ich bin ein Fan von bayerischem Leben: Essen, Gemütlichkeit, Biergarten. Auf der anderen Seite spürt man diese Ablehnung, wenn man ankommt. Diese permanenten Kontrollen, diese Unfreundlichkeit - man verliert sofort das Zugehörigkeitsgefühl.

Sie schreiben über München: "Schön wie eine Rose, aber eine aus Plastik."

Es war mir hier nie möglich, eine echte Rose zu spüren. Und das ist wirklich schade.

URL: <http://www.sueddeutsche.de/kultur/schriftsteller-woerterherrscher-1.3408386>

Copyright: Süddeutsche Zeitung Digitale Medien GmbH / Süddeutsche Zeitung GmbH

Quelle: SZ vom 08.03.2017

Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über Süddeutsche Zeitung Content. Bitte senden Sie Ihre Nutzungsanfrage an syndication@sueddeutsche.de.